

Karl Heinz Weiers:
Goethes Erlebnisse auf dem Sankt-Rochus-Fest zu Bingen
am 16. August des Jahres 1814
und sein späterer Bericht über dieses Volksfest

Am 15. August des Jahres 1814 kam Goethe auf den Einfall, von Wiesbaden, wo er zur Kur weilte, nach Bingen zu fahren, um dort an den Feierlichkeiten zur Einweihung der restaurierten Rochus-Kapelle teilzunehmen. Seine Begleiter waren Zelter, der Freund im Alter, sowie Oberbergrat Ludwig Wilhelm Cramer, der in Wiesbaden wohnte. Der Mittag war schon vorbei. Das schöne Wetter aber lockte zu einem Ausflug, der bestellte Wagen war gleich zur Stelle, und los ging die Fahrt. Schon bald hinter Wiesbaden begegnete den Reisenden ein italienischer Gipsgießer, der auf seinem Kopf ein Brett mit buntbemalten frommen Gipsfiguren trug. Unter diesen befanden sich Maria, die Gottesmutter, einige Figuren der vierzehn Nothelfer und St. Rochus. Durch dieses Ereignis wurden Goethe und seine Begleiter sogleich daran erinnert, dass sie sich in einer katholischen Gegend befanden, in der man auf Frömmigkeit Wert legte. Dicht hinter Wiesbaden in dem Städtchen Walluf riefen trotz des tiefen Friedens, der dort herrschte, ihnen die Kreidestriche an den Haustüren erneut die Gedanken an die erst kurz vergangenen Kriegszeiten ins Gedächtnis. Diese Kreidestriche rührten von einer nicht lange vorhergegangenen Einquartierung her. Die Reisenden durchfuhren ein fruchtbares Land mit Kornfeldern; an den Hängen der Hügel und Berge, die an den beiden Seiten der Talebene am Rande emporragten, aber auch selbst an den flacheren, weniger steilen Abhängen wuchs Wein. Der Boden, zum Teil aus Kies bestehend, mit Lößlehm bedeckt, war fruchtbar und dem Getreide- und Weinanbau günstig. Ortschaft reihte sich an Ortschaft, dazwischen lagen kleinere Städte mit größeren Kirchen sowie architektonisch interessanten schmucken Häusern. Reinliche gepflasterte Straßen verliefen nicht selten innerhalb der Städte, was an diesem Tag gegenüber den staubigen Wegen zwischen Dörfern und Städten angenehm auffiel. Eine längere Zeit hatte es nicht mehr geregnet; daher waren die Wege staubig geworden. Schattige Lindengänge schützten die Reisenden ab und zu vor den Strahlen der Sonne. Die Hitze war groß. Gelegentlich erfreuten auch gepflegte Gärten mit Obstbäumen den Blick. In den Auen und den ebenen, feuchteren Stellen am Rhein wuchs meist Gras und manchmal Klee. Die Leute, die man sah, schienen freundlich zu sein; sie zeigten keinerlei Hast. In weniger als 4 1/2 Stunden erreichten die Reisenden Rüdesheim. Sie entschlossen sich, dort außerhalb der Stadt im „Gasthof zur Krone“ zu übernachten. Der lange Sommertag lockte sie am späten Nachmittag noch einmal ins Freie. Sie gingen zum Rheinufer hinab, besuchten später, wie Goethe schreibt, ein altes römisches Kastell (in Wirklichkeit eine mittelalterliche Burg) und unterhielten sich mit den Leuten auf der Straße. Schließlich brach die Dämmerung herein, und die Nacht hüllte die Landschaft in Dunkelheit. Die Schüsse von den Kanonen auf dem Rochusberg verkündeten, dass am nächsten Tag ein großes Fest stattfinden sollte.

Diese genaue Schilderung der Landschaft und der sie bewohnenden Menschen ist im Zusammenhang dieser Erzählung keineswegs Nebensache; sie bereitet den Leser auf das kommende Fest vor. Die Menschen, die dort leben, sind fest in die Landschaft eingewurzelt, sie prägen aber auch ihrerseits die örtlichen Gegebenheiten durch den Wein- und den Ackerbau sowie durch ihre schmucken Häuser. Die hier beschriebene Landschaft, in einer Talebene am Rhein gelegen, muss im Vergleich zu anderen Gegenden Deutschlands als reich und wohlhabend gelten. Goethe hat Land und Leute mit großer Aufgeschlossenheit beobachtet. In seinem Bericht drängte ihn später die Fülle seines Wissens zu äußerster Knappheit. Tagebuchartig reihen sich des öfteren die Sätze aneinander; auf das knappste ist der Ausdruck zusammengedrängt. Verschiedentlich sind die Sätze unvollständig und besitzen kein Prädikat. Prädikate und Nomen sind anstelle von Nebensätzen oft durch lange Attribute oder ausgedehnte adverbiale Bestimmungen ergänzt. Öfter werden die einzelnen Beobachtungen unvermittelt, die Sätze ohne Konjunktion aneinander gereiht. Dies wirkt keineswegs störend: es wird so vielmehr der Eindruck vermittelt, als ob nur auf diese Weise die Fülle der Beobachtungen bewältigt werden könnte. Die Aufnahmebereitschaft für alles Sehenswerte an Land und Leuten überträgt sich vom Autor auch auf den Leser. Sehr anschaulich werden diesem die beschriebenen Orte und Landschaftsabschnitte, sofern er sie kennt, vor Augen gerufen. Knapp, aber treffend sind Landschaften und Orte charakterisiert.

Am Abend lauschte Goethe im Gasthaus einem Gespräch der Gäste zu. Es waren in der Mehrzahl wahrscheinlich Wallfahrer, die die Wunderkraft des hl. Rochus in den Nöten der vergangenen Zeit zu rühmen wussten. Ein Fremder, den man auch für einen Wallfahrer hielt, widersprach, obwohl auch er katholisch war, diesen Reden energisch. Ihm sei, so erzählte er, am Fest des hl. Rochus stets nur Unglück widerfahren: es sei an diesem Tage sein Haus abgebrannt, sein Sohn verwundet worden und ein anderes Missgeschick wolle er, so äußerte er verlegen, lieber verschweigen. Allen Ernstes entgegneten ihm daraufhin die übrigen, er habe sich an den falschen Heiligen gewandt; im Himmel sei jeder Heilige nur für bestimmte Nöte zuständig; jeder habe dort sein eigenes Ressort. So sei der hl. Florian für die Feuersbrünste zuständig, an den habe er sich wenden müssen, damit sein Haus nicht brenne, der hl. Sebastian wäre hilfreich bei den Wunden gewesen, als sein Sohn verletzt worden sei, und in dem dritten Fall hätte er wahrscheinlich den hl. Hubertus um Hilfe bitten müssen. Ob es sich bei diesem Missgeschick um einen peinlichen Jagdunfall gehandelt hat, um einen unangenehmen und heimtückischen Hundebiss, vielleicht ins Hinterteil des Fremden, oder um etwas ähnlich Unangenehmes, wie zu vermuten ist, bleibt ungeklärt.¹

¹ Der hl. Hubertus ist im Rahmen der katholischen Heiligenverehrung der Schutzpatron der Jäger. Er wird aber auch bei gefährlichen Hundebissen, bei Irrresein und bei Tollwut angerufen.

Goethe erwähnt diese Geschichte mit viel wohlwollendem Humor und sichtlichem Behagen. Bei aller Distanz zu dem Wunderglauben dieser einfachen Leute erfreute er sich an ihrer Naivität, die ihnen Mut und Zuversicht in dieser schweren Zeit verliehen hatte. Im Gegensatz zu den Nazarenern, die seiner Meinung nach sich zu sehr in vergangene Zeiten versenkten und diesen nachtrauerten, besaßen diese einfachen Leute einen Glauben und eine Hoffnung, die beide auf die Gegenwart und die Zukunft ausgerichtet waren. Diese Menschen standen fest im Leben; sie hingen keinen unerfüllbaren Wunschbildern nach.

Am nächsten Morgen besichtigten Goethe und seine Begleiter zunächst die naturkundliche Sammlung des Hofrats Götz. Sie enthielt vielfältige Erzeugnisse des Westerwaldes, die den Bergbau und die Metallerzeugung betrafen. Fast hätte man sich durch dieses Interesse an naturkundlichen Gegenständen für die Überfahrt zum Rochusfest verspätet. Als man in Begleitung des Hofrats Götz an das Rheinufer gelangte und mit dem Schiff übersetzen wollte, drängte bereits alles Volk zu den Schiffen. Auf der anderen Seite des Rheins angelangt, untersuchte Goethe ein anstehendes Gestein, ein zusammengesetztes Konglomerat, konnte schließlich aber in der Eile nichts Erkennenswertes über die Entstehung dieses Gesteins feststellen. Er schlägt darum vor, dass ein anderer naturforschender Reisender später einmal dieses Gestein näher untersuchen möge. Man stieg daraufhin den Berg hinauf; zickzackförmig führte der Weg über zum Teil felsiges Gestein.

Nach einiger Zeit ist man oben angelangt. Goethe beschreibt die Handlungen der Gläubigen in der Rochuskapelle genauer. Er schildert, wie sich das Volk ehrfürchtig um eine Reliquie drängt, dass man versucht, möglichst lange bei der Reliquie zu verweilen, dass man den Glassarg, in dem die Reliquie liegt, betastet und sich währenddessen segnet. Bei der Schilderung dieser Ereignisse zeigt Goethe die gleiche wohlwollende Toleranz wie beim Erzählen des Geschehens am Abend vorher. Er beschreibt die einzelnen Prozessionen, die den Berg hinaufsteigen. Streng nach Ständen geordnet kommen sie oben an, ihre Fahnen mit sich führend. Von Kindern oder Jungfrauen wird die Mutter Gottes getragen, sie ist gänzlich neu gekleidet und mit vielen Bändern und Schleifen verziert. Jede Prozession bringt ihre Wallfahrtskerze mit. Ohne jede Kritik, recht wohlwollend berichtet Goethe sogar, dass in einer Prozession ein Jesusknabe als Kind bereits

Wenn A. G. Steer Jr. Seite 215 darauf aufmerksam macht, dass der Hl. Hubertus ein Helfer gegen Tollwut und Irresein ist, und wenn er glaubt dies sei eine Anspielung der anwesenden heimischen Gäste in Hinsicht auf den ungläubigen Fremden, dass dieser nicht mehr ganz bei Verstand sei, da er an die Wundertätigkeit des Heiligen nicht glaubt, dann dürfte die überinterpretiert sein. Solche oder auch ähnliche Bemerkungen kommen in einer derartigen Situation gerade bei einem so unkomplizierten und derben Menschenschlag, wie er uns hier begegnet, häufiger vor; wenn die Leute ihrer Sache sicher sind. In der freundlichen Atmosphäre könnten sie unter Umständen eine kleine versteckt ironische Anspielung gewesen sein, die nicht allzu beleidigend gewesen wäre: doch die Äußerungen der Einheimischen oder der bereits angekommenen Pilger beziehen sich hier augenscheinlich nicht auf den Geisteszustand des Fremden, sondern auf ein drittes Missgeschick.

unter den mitgeführten Figuren die Marterwerkzeuge zeigt - recht bemerkenswert, da Goethe sonst den Anblick des Kreuzes und das Zurschaustellen der Leiden Christi stets als dem tätigen Leben feindlich ablehnt. In dieser Festfreude, in der das Volk nach den Wirren eines langen Krieges seine Identität wiederfindet, wird auch dies von ihm gerne toleriert. Goethe wird von der Begeisterung des Volkes mitgerissen und in eine fröhlich patriotische Stimmung versetzt.

In der Hauptprozession, aus Bingen kommend, erscheinen die kleinsten Knaben vorweg, dann die Jünglinge, die Männer hinterdrein. Die Figur des hl. Rochus, von Pilgern getragen, ist in ein schwarzsamtenes Pilgerkleid gehüllt und mit einem langen am Rand mit Gold besticktem Mantel bekleidet. Unter dem Mantel schaut ein kleiner Hund hervor, der ein Brot zwischen den Zähnen hält. Einst hatte ein Hund dem hl. Rochus, als er von den Menschen verstoßen im Wald fern allen menschlichen Lebens darbt, an zwei Tagen ein Brot gebracht. Dies stahl er seinem Herrn vom Tisch und führte seinen Besitzer und andere, die ihm in den Wald hinein folgten, so zu der Stelle, wo der hungernde und an Krankheit leidende Heilige lag. Hinter der Gestalt des hl. Rochus folgen Knaben mittleren Alters in kurzen schwarzen Pilgerkuten. Den Hut und den Kragen ihrer Kleider schmücken Muscheln; in den Händen tragen sie Stäbe. Ernste Männer schreiten hinter den Knaben einher, die Goethe ihrer abgearbeiteten Gesichter wegen für Schiffer hält. Hinter diesen, unter einem rotseidenen Baldachin das „Allerwürdigste“ tragend, steigt dann der Bischof den Berg hinan. Er zusammen mit der Reliquie ist von Geistlichen umgeben und wird ehrenvoll von österreichischen Kriegern begleitet. Ihnen folgen weltliche Würdenträger.

Die Andacht der Wallfahrenden aber wurde in dem Augenblick empfindlich gestört, als der Bischof mit dem hochwürdigen Zug die Höhe erreichte. Es entstand an dem Hügel rückwärts ein lautes Rufen und Schreien. Ein Dachs war durch die Prozessionen von seinem Bau abgeschnitten worden und irrte verschreckt hin und her. Eine größere Anzahl von Leuten verfolgte das Tier mit lautem Geschrei. Schließlich gelang es einem flinken derben Burschen, das Tier zu erlegen, das er noch blutend den Neugierigen zeigte. Wie dies öfter im Leben zu geschehen pflegt, wird hier durch ein lächerliches Ereignis der erhabene Augenblick gestört; der Ernst des Tages entbehrt nicht ganz des Possenhaften. Mit leicht ironischem Unterton bemerkt der Erzähler, dass gerade in dem andächtigsten der Augenblicke das arme unschuldige Tier von der jagdlustigen Menge unbarmherzig getötet wird. Er macht so darauf aufmerksam, dass die Menschen noch immer nicht friedfertig geworden und die Gefahren des Krieges noch nicht endgültig vorüber sind. Wie ein Urinstinkt bricht gerade in dem Augenblick das Jagdfieber hervor, als einer der religiösen Höhepunkte des Festes naht, an einem Tag, da die Menschen zur Versöhnung bereit sind und einander tolerieren. Goethe hat, im Gegensatz zu seinem Herzog, auch sonst Treibjagden nicht geliebt und ist ihnen nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen. Diese Abneigung macht sich auch hier bemerkbar. Scheinbar Unvereinbares stellt er hier nebeneinander. Er

hebt die Gegensätze nicht auf, versöhnt sie nicht miteinander, im Gegenteil: das Leben in all seiner Gegensätzlichkeit wird gesehen und bejaht. Wir erkennen hier ein typisches Kennzeichen des goethischen Altersstils; es kommt im „Rochus-Fest“ besonders deutlich zum Ausdruck.

Etwa 10 000 Menschen mögen es gewesen sein, die hier zusammengekommen waren, um dem hl. Rochus ihre Verehrung darzubringen.² Goethe beobachtet die Menschen an jenem Tage sehr genau. Ihm fallen die ernsten tiefgefurchten Gesichter der Schiffer auf. Er kann Unterschiede zwischen den Wallfahrern der einzelnen Gemeinden nicht feststellen, nimmt aber wahr, dass die Kinder alle sehr froh und wohlgenut daherschreiten, freudig das Neue erwartend, dass die jüngeren Leute hingegen recht gleichgültig aussehen, da sie in den Zeiten des Krieges, als keine Wallfahrten stattgefunden haben, geboren sind und so mit dem alten Brauch wenig anzufangen wissen. Die Alten jedoch blicken sehr gerührt drein und greifen mit Freude und innerem Glück die alte Sitte auf; sie bedauern, dass die alten Gebräuche erst so spät wiederhergestellt worden sind. Mit vereinten Kräften hatte man die Kapelle wiederhergestellt.³ Sie war während des

² In einem Brief an seine Frau vom 19. August bestätigt Goethe, dass sich „auf der Höhe wohl 10 00 Menschen um das Kirchlein versammelnd“ vorgefunden hatten. Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. IV. Goethes Briefe Bd. 25. Weimar 1901, S. 19.

³ Mit Hilfe der Bruderschaft des hl. Rochus wurde Geld gesammelt. Das Verlangen wurde von Georg Geromont, dem Bürgermeister von Bingen, bereitwillig unterstützt. In einem Brief an den Kreisdirektor, Herrn Wieger, schreibt Geromont:

„Kein Ort in der Welt kann mehr geeignet seyn, wahrhaft fromme Empfindungen zu erwecken. Das menschliche Herz zum Guten zu stimmen und das Gute darin zu befestigen, - also mit anderen Worten: nirgends kann dem Schöpfer mit reinerer Andacht gedient werden, als eben auf diesem Berge, auf dem sich ringsum Gottes reichster Segen und die schöne Natur in aller ihrer Grösse und Anmuth ausbreitet, und uns mit Bewunderung und Dank für den Urheber erfüllt.

*Nicht allein das Vertrauen auf den Heiligen, sondern auch diese Betrachtungen mögen dazu beygetragen haben, dass Menschen aus allen Ständen, ja selbst aus anderen Religionen sich so bereitwillig fanden, reichlich Gaben zu dieser Unternehmung beyzuschicken, so dass man bald in den Stand gesetzt wurde blos aus diesen frommen Steuern und ohne Fond dieses Werk auszuführen,“**

*Aus P. Bruder: die Verehrung des hl. Rochus zu Bingen am Rhein. Nebst einer ausführlichen Geschichte der St. Rochuskapelle und der Wallfahrt. Nach größtenteils handschriftlichen Nachrichten dargestellt. Mainz 1881. Zitiert nach P. Ganz, Sankt-Rochusfest zu Bingen. In: Oxford German Studies 10 (1979), S. 112 f

In einem zeitgenössischen Tagebuch des Rheinschiffers Adam Sensig heißt es außerdem: *Lutheraner und Calviner haben Geld dazu gegeben zu Ehren des hl. Rochus.*“ P. Ganz S. 112 f Anmerk. 1.

Krieges zerstört worden⁴. Die Franzosen hatten hier eine Schanze mit einem Beobachtungsposten errichtet, den die Österreicher beschossen hatten. Dadurch war die Kapelle, nachdem ein Brand sie schon vorher schwer beschädigt hatte, restlos zerstört worden. Nun jedoch war die dem Heiligen geweihte Stätte weitgehend wieder hergerichtet und sollte eingeweiht werden. In Bingen - was Goethe nicht erwähnt - hatte sich im Jahr 1813 eine typhusartige Epidemie ausgebreitet. Sie hatte im Januar 1814 auch auf die alliierten Soldaten übergreifen und Bingen zu einem einzigen großen Lazarett gemacht.⁵ In dieser Not hatten die Bewohner dem Heiligen gelobt, seine Kapelle wiederherzustellen, wenn er ihnen aus der Bedrängnis helfe. Die ansteckende Krankheit war tatsächlich eingedämmt worden, und nun wollte man das in der Not versprochene Gelübde halten. Der Altar, das Gestühl, die Kanzel und eine Orgel waren aus der Nachbarschaft von dem säkularisierten Kloster Eibingen herbeigeschafft und alles bis auf die Orgel bereits installiert worden. Auch die Reliquie des hl. Ruprecht, die man vorher im Kloster in Eibingen gläubig verehrt hatte, sollte nun hier ihre neue Heimstätte finden.⁶ Die protestantischen Hessen hatten die Gegenstände billig hergegeben, die Gebeine des hl. Ruprechts aber, ohne dafür eine Gegenleistung zu erhalten, der Rochuskapelle geschenkt, was Goethe - sich wahrscheinlich an den unseligen Handel mit Reliquien im Mittelalter und wohl auch noch in späterer

⁴ Das wirkliche Ereignis und seine näheren Umstände hat Peter Ganz in seinem Beitrag „Sankt-Rochusfest zu Bingen“ S. 112 genauer recherchiert.

Die Rochspapelle war 1794 bereits in Flammen aufgegangen, und die noch übrig gebliebenen Reste sind 1795 von den Kanonen der Österreicher zerstört worden. Die Franzosen ließen in den folgenden Jahren die Wallfahrten und die Feier des Rochusfestes nicht mehr zu. Beides galt ihnen als ein Bekenntnis zur katholischen Kirche und als Widerstand gegen Frankreich, zu dem ja bis 1814 die deutschen Gebiete des linken Rheinufer gehörten. Das Fest wurde aber trotzdem im Jahr 1802 noch einmal begangen. Ein Notaltar mit einem eifachen Kreuz war behelfsmäßig errichtet worden. Danach beteten nur noch eine kleinere Gruppe heimlich an den Ruinen der Kapelle und flehten den Heiligen um Schutz und Hilfe an. P. Ganz, S. 112 u. a.

Darum wurde die Wallfahrt nun mit Recht als ein politisch religiöses Fest gefeiert in der sicheren Hoffnung, dass das linke Rheinufer endgültig wiedergewonnen war, aber auch als Zeichen dafür, dass endlich der „Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen“ ungehindert wieder stattgegeben wurde. In welcher Weise die Prozession, die Goethe dichterisch leicht umgestaltet, 1814 wirklich stattgefunden hat, beschreibt P. Ganz S. 115.

⁵ Siehe P. Ganz, S. 112.

⁶ P. Bruder berichtet:

„Den 30. und 31. März haben wir in der Eibinger Kirch das ganze Kirchengeräth, nämlich die drei Altäre, die Kanzel, die Stühle sammt den Tafeln und die Orgel (kostet 106 fl.), mit der Kieferin ihre grosse Frankesau nach Bingen gefahren. Da hat alles geholfen. Der Schullehrer Hauser hat alle seine grosse Schüler und kleine zum Tragen geschickt, und fremde Tagelöhner, die ich garnicht gekannt habe, haben geholfen. Wenn die Juden gedurft hätten, so hätten sie gern geholfen.“ Zitiert nach P. Ganz, S. 113.

Nichts zeigt mehr als dies, dass es sich hier neben einem religiösen auch um ein patriotisches Volksfest gehandelt hat, zu dem jeder, wenn er nur konnte und durfte, beigetragen hat.

Zeit erinnernd - lobend erwähnt. Goethe lehnt auch sonst den Streit zwischen den Konfessionen als unnütz ab. Die Überfahrt über den Rhein war während des Krieges sehr erschwert, wenn nicht ganz unmöglich gewesen. Die Franzosen hatten die Wallfahrten zu dem Heiligen verboten, fürchteten gefährliche, den Gemeinsinn und die Verschwörung fördernde Zusammenkünfte: nun jedoch konnte der Heilige wieder verehrt, konnten ihm die vielfältigen Bitten und die mannigfachen Nöte erneut an der Stätte seiner Verehrung vorgetragen werden. Das jenseitige Ufer war jetzt vom Feinde befreit, der Rhein keine Grenze mehr. So wurde die Wallfahrt nicht nur zu einem religiösen, sie wurde so auch zu einem patriotischen Volksfest.

Goethe, der allem patriotischen Gehabe der Neudeutschen abhold war, der bis zuletzt an Napoleon festgehalten hatte und zum Ärger der Deutschgesinnten den ihm von Napoleon verliehenen Orden der Ehrenlegion ostentativ noch immer bei Gelegenheit trug, ließ sich hier von der allgemeinen Stimmung fortreißen und stimmte mit in den Patriotismus der anderen ein. Er fühlte wie alle den Aufbruch in eine neue Zeit, hoffte auf einen endgültigen Frieden, der gegen die Erwartung der unter den Folgen des Krieges noch immer leidenden Menschen leider erst ein Jahr später einkehren sollte. Die Freude und die Begeisterung der anderen übertrug sich auf ihn. Er empfand sich in die Zeit seiner Jugend zurückversetzt, als auch er zu dem Leben auf dem Lande und den einfachen Leuten engeren Kontakt hatte. Nun fühlte er sich erneut jung und brach dichterisch zu neuen Ufern auf. Es begann für ihn die Zeit, wo er den *Divan* schrieb und sich in der Literatur ein neues Reich außerhalb der Klassik, das Reich des Orients, eroberte.

Zu einem solch religiösen Fest gehören wie zu einem Kirchweihfest auch weltliche Freuden. Goethe gefällt das fröhliche Treiben des Landvolkes. Ihn erfreuen ihre Gebräuche, aber auch die gegenseitigen Eifersüchteleien. Nicht weit entfernt von der Kapelle standen neben Buden mit Kerzen, Rosenkränzen, Gebetbüchern und anderen Devotionalien auch Stände mit Wecken, Semmeln, Pfeffernüssen und mancherlei Buttergebackenem. Nachdem die Pilger bei ihrer Wallfahrt meist einen langen Weg zurückgelegt, den Heiligen an Ort und Stelle gebührend verehrt hatten, gaben sie sich den leiblichen Genüssen hin. Der anstrengende Weg hatte sie hungrig gemacht, und die gebratenen Würste und das gegrillte Fleisch dufteten verführerisch. Man setzte sich an die aufgestellten Tische und aß die zubereiteten Speisen zusammen mit gutem frisch gebackenem Brot. Aus braunen kleinen Krügen, mit dem weißen Namenszug des Heiligen verziert, trank man den aus einem Fass gezapften Wein. Selbst die Kinder hielten dabei eifrig mit. Auch Goethe und seine Begleiter setzten sich an einem der Tische zu den Leuten: man rückte zusammen und machte freundlich Platz. Die vier neuen Gäste - Goethe, Zelter, Cramer und Götz - aßen und tranken wie die anderen, die bei ihnen am Tische saßen, und unterhielten sich trefflich mit den Leuten.

Bald fand Goethe Gesprächspartner, die sich im Bergbau und in den Gesteinen dieser Gegend auskannten. Stets hat sich der Dichter besonders für Fragen, die den Bergbau, die Geologie und die Entstehung der Erde betreffen, interessiert. Er hat einen Aufsatz über den Granit geschrieben und sich an der Diskussion über die Entstehung der Gesteine und der Formen der Erdoberfläche beteiligt. Er verteidigt die Theorie der Neptunisten, die glaubten, die Erdoberfläche sei aus Meeresablagerungen entstanden, gegenüber der Lehre der Vulkanisten, denn diese behaupteten, die Erdkruste sei hauptsächlich durch Vulkanausbrüche gebildet worden. Den Bergbau bei Ilmenau hatte er wieder ins Leben zu rufen gesucht und diesen Versuch gefördert, bis er 1812 wegen eines Einbruchs im Entwässerungsgraben endgültig aufgegeben worden war. Nun erfuhr er in diesen Gesprächen einiges Neue über die Achate aus Idar-Oberstein und deren Bearbeitung. Man kam ebenfalls auf die Quecksilberminen bei Moschellandsberg (nahe Obermoschel i. d. Pfalz) zu sprechen; über diese Minen vernahm Goethe manches Interessante und durfte hoffen, schon bald schönes kristallines Amalgam von dorthier zu erhalten. Auf der Hinreise bereits hatte der Anblick des Rheinischen Schiefergebirges den Reisenden zu manch sinniger Betrachtung über die Entstehung des Rheintals geführt. Später nach dem Fest auf einer Rheinfahrt am späten Nachmittag greift Goethe diese Gedanken noch einmal auf. Er glaubt - was damals allgemein die Meinung war -, dass der Rhein in der Oberrheinischen Tiefebene vor seinem Durchbruch durch das Gebirge einen großen Stausee gebildet und sich überfließend in das Gebirge eingeschnitten habe.⁷ Erst in späterer Zeit weiß man, dass in solchen Fällen fast überall die Gebirge sich allmählich gehoben und die Flüsse sich nach und nach eingeschnitten und ihr Bett durch das Gestein hindurch geschaffen haben. Wenn auch zeitweise in der Oberrheinischen Tiefebene ein kleinerer Süßwassersee durch Rückstau des Rheinwassers entstanden war, so ist dieser doch nicht, wie Goethe glaubt, im Rheinischen Schiefergebirge

⁷ Als Goethe und Boisserée am 11. August 1815 nach Mainz gefahren waren und von der Höhe aus den Rheingau hinauf bis Bingen betrachteten, sagte Goethe etwas Ähnliches zu Boisserée:

„Was muß das eine Gewalt gewesen sein, was muß eine Zeit dazu gehört haben, ehe nur das Wasser zum Durchbruch gekommen - Das hat da gewiß lang als See gestanden - wie der Bodensee. Und nicht allein die Berge haben gehindert, sondern auch das Meer, ehe seine Gewässer abgenommen.“

W. Herwig: Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang. Auf Grund der Ausgabe des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig. Zürich und Stuttgart 1965-87. Bd. 2, S. 1046. Goethe glaubte wohl - das geht aus diesem Gespräch hervor - ähnlich wie auch Alexander von Humboldt, dass die Norddeutsche Tiefebene einst weithin vom Meer überschwemmt gewesen sei. Die Findlinge, die in Norddeutschland gefunden werden - so stellten sich dies Alexander von Humboldt u. a. vor -, seien eingeschlossen in Eisblöcken, die im Meer schwammen, herbeigeschafft worden. An eine oder wie heute mehrere Eiszeiten, die einst große Teile Nordeuropas bedeckt haben, dachte damals noch niemand.

für die Entstehung des Rheintals verantwortlich.

Das Gespräch kam wie oft bei solchen Festen der Winzer und Bauern, besonders aber so kurz nach einem so berühmten Weinjahr wie das des Jahres 1811 auch auf den Wein. Niemand schämte sich zu bekennen, dass er gern und viel Wein trank. Selbst die Kinder, so erzählte man, genossen schon den Wein zusammen mit der Mutterbrust. Man erzählte sich, dass auch die geistlichen Herren sowie die ehemaligen Kurfürsten nur zu oft dem Weingenuss frönten, und einige von ihnen an einen Tag - gemeint waren 24 Stunden - sogar acht rheinische Maß tranken.⁸ Dies bestätigend erzählte ein Gast folgende Geschichte von einer weithin berühmten Weinpredigt eines Weihbischofs,⁹ die hier wegen ihres echten Humors in ihrer vollen Länge wörtlich, wie sie Goethe berichtet, wiedergegeben werden soll. Nachdem der Prediger das schreckliche Laster der Trunkenheit den Zuhörern in den kräftigsten Farben recht verwerflich vor Augen geführt hatte, begann er:

„Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige, zu Reu und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: der Wein erfreut des Menschen Herz! Daraus erhellet, daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weins gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst gerät, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Übermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen, und seinesgleichen verächtlich.

Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünf oder sechsen, noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenchristen liebevoll

⁸ Die 8 rheinische Maß sind 16 Flaschen.

⁹ Es erscheint allerdings unwahrscheinlich, dass jemand acht rheinische Maß = 16 Flaschen Wein in 24 Stunden trinken kann, ohne betrunken zu sein. Dem Mainzer Weihbischof Heimes, dem diese Weinpredigt zugeschrieben wird, war zwar ein sehr trinkfester Mann, aber ein e solche Menge an Wein dürfte er er nicht ohne eine Beeinträchtigung seiner Sinne haben trinken können. Auch dass er dies von sich behauptet hat, dürfte kaum wahr sein; denn e war dazu ein zu ernster und wahrheitsliebender Mann. Vor seinen Zuhörern hätte er sich außerdem mit einer solchen Behauptung nur lächerlich gemacht. Es ist darum anzunehmen, dass man ihm, auch wenn er einmal eine ähnliche Predigt gehalten haben soll, die übertriebene Pointe angedichtet hat. Auch ist eine nachträgliche Verwechslung der Maßeinheiten möglich, dass kein rheinisches Maß, sondern eine kleinere Maßeinheit genannt worden und damit hier zugrunde zu legen ist.

unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich imstande findet, auch der genieße sein bescheiden Teil, und nehme es mit Dank dahin. Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemandem die besondere Gabe verleiht acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da aber mir nun nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf jemandem losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr mir alle das Zeugnis geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vorteil meines Nächsten mich tätig finden zu lassen: so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er nach dem Willen des Gebers am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Teil dahin. Und, auf daß ein solches geschehe, alles Übermaß dagegen verbannt sei, handelt sämtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet.“¹⁰

Das Gespräch blieb beim Wein. Man stritt, welcher Wein als der beste gelte. Die Weine aus den besten Lagen machten dabei einander wenig Konkurrenz; ihre Qualität wurde allgemein anerkannt. Dagegen widersprach man sich heftig bei den minder guten Gewächsen. Ein gewisser Wein aus einer nahen Gegend wurde als leicht und angenehm zu trinken gerühmt, doch sollte er, so meinten einige, ehe es der Trinker eigentlich merke, diesem schon zu Kopf gestiegen sein. Goethe und seine Begleiter probierten ihn dennoch, da er ihnen zu angenehm empfohlen ward, als dass man hätte versäumen können, ihn nicht zu kosten; sie achteten der ihnen erteilten Warnungen nicht. Auch der Aßmannshäuser Rote wurde von einigen Anwesenden sehr gelobt; dem aber ward wiederum von anderen heftig widersprochen. Er soll, so wurde behauptet, besonders im Jahr 1811 sehr köstlich gewesen sein. Da man jedoch den Rotwein in dieser Gegend nicht liegen gelassen und ihn im darauf folgenden Jahr, wie hier allgemein üblich, restlos getrunken hatte, konnte diese Beteuerung von Goethe und seinen Begleitern keiner Probe unterzogen werden.

Alles auf diesem Volksfest war froh und wohlgelaunt, und man ließ einander gelten, wie stets bei solchen Festen, obwohl man öfter mit Worten stritt. Goethe freute sich mit den einfachen Leuten. Die Menschen fühlten sich als Gemeinschaft, fanden sich zum Gespräch und tauschten die verschiedensten Meinungen mit andern aus den umliegenden Gegenden aus. Man erfuhr Neues und korrigierte im Gefolge davon auch manchmal seine eigenen Auffassungen. Verschiedentlich

¹⁰ Goethes Werke. (Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hrsg. von Erich Trunz. Bd. 10. Hamburg 1959, S. 415 f.

traf man auf alte Bekannte, die man lange nicht mehr gesehen hatte, und freute sich der unverhofften Begegnung.

Die Geschichte und die Wundertaten des hl. Rochus waren damals in dieser Gegend Alt und Jung bekannt. Goethe erfuhr diese Geschichte von den Wallfahrern an seinem Tisch genauer, wobei die Jungen und die Alten wechselseitig erzählten und sich so in manchen Einzelheiten ergänzten. Auf diese Weise, so bemerkt Goethe in seiner Erzählung, werden die Fakten ausgeschmückt, die die Geschichte tendiert ins Wunderbare; es entstehen Sagen und Legenden. Goethe weist bei der Wiedergabe der Legende ebenfalls auf die zahlreichen Wunder hin, die der Heilige bewirkt haben soll, und enthält sich dabei jeder kritischen Bemerkung gegenüber dem naiven Wunderglauben der einfachen Leute. Er hebt die Mildtätigkeit des Heiligen besonders hervor, seine Geduld beim Leiden und sein Gottvertrauen, wohl nicht ganz ohne jede Nebenabsicht, da er - abgesehen von seiner Jugendzeit - stets revolutionäres Aufbegehren abgelehnt und auf das schärfste bekämpft hat. Er sieht bei der Geschichte des Heiligen im Religiösen auch stets das Humane, er lässt es nicht nur gelten, sondern hebt es im Zusammenhang mit der Hilfsbereitschaft des Heiligen besonders hervor. Aus dieser Sicht betrachtet, bildet der Bericht über das Rochusfest keine Ausnahme in Hinsicht auf sein übriges Verhalten und keinen Widerspruch zu seinen Auffassungen, die er sonst über das Christentum geäußert hat. Wie jede Religion lässt Goethe auch diese gelten, soweit sie sich dem täglichen Leben und der Moral des Volkes als nützlich erweist. Er fühlt sich noch weitgehend den Auffassungen der Aufklärung verpflichtet, die durch die Romantik erst endgültig überwunden worden sind.¹¹ Dort ist u. a. der Schlüssel zu finden, weshalb sich Goethe hier so tolerant gegenüber dem christlichen Geist und selbst dem Wunderglauben dieser einfachen Menschen erweist.¹²

Natürlich wandte sich das Gespräch im Lauf der Zeit auch dem Wetter zu. Alte Bauernregeln wurden aufgezählt. Goethe lauschte mit besonderem Interesse und schrieb einige dieser Regeln in sein Taschenbuch auf. Stets war er an Wetterregeln interessiert. Im Alter beschäftigt er sich eingehend mit meteorologischen Studien und verfasst eine Wetterlehre. Er studiert die einzelnen Wolkenbildungen

¹¹ Zur Zeit der Aufklärung sollten die Geistlichen in ihren Predigten den Menschen nützlich Wissen vermitteln. So sollten sie die Menschen u. a. über Ackerbau, Viehzucht, wie sich beide am ertragreichsten gestalten ließen, und über Bienenzucht belehren.

¹² Diese Auffassung betreffend, steht in den zahmen Xenien (Nachlass) der folgende Vierzeiler

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer beide nicht besitzt,
Der Der habe Religion

Der Wert der Religion, nicht einer bestimmten Konfession, kommt hier deutlich zum Ausdruck. Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. I Weimar 1893, S. 134.

genauer und beobachtet das auf bestimmte Wolkenerscheinungen folgende Wetter. Bei den hier im Gespräch mit den Bauern und Winzern zur Sprache gekommenen Bauernregeln drehte es sich fast stets um die längerfristige Vorhersage eines guten oder schlechten Ernte- oder Weinjahres. Ein Bewohner einer armen Berggegend wurde schließlich spöttisch von den reicheren Bewohnern der Rheinorte nach den Essensgewohnheiten in seiner Heimat befragt. Nicht verlegen entgegnete er ihnen in gereimten Versen, dass man dort des Morgens, am Mittag und am Abend nichts als Kartoffeln esse. Die Kartoffel hatte erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland als Ackerfrucht Eingang gefunden und wurde in manchen Gegenden als solche wenig geschätzt. Man baute sie vornehmlich in ärmeren Landstrichen oder in kälteren Gebirgsgegenden an, wo die Erträge an Getreide dürftig waren. Goethe erwähnt die oben berichtete Begebenheit nicht nur der Schlagfertigkeit des Mannes wegen, die die Antwort des im Gebirge Wohnenden enthielt: er wollte damit auch den etwas übermütigen Stolz der Rheinbauern und Winzer auf ihre guten Ernten treffen und die Art, mit der sie auf die armen Leuten der Gebirgsgegenden mit ihren recht kümmerlichen Erträgen gewöhnlich herabsehen, auf eine gutmütige Weise tadeln und dafür ein Beispiel anführen, wie man bescheiden und genügsam doch zu leben weiß. Stets fühlte er mit den armen Leuten mit und versuchte im Herzogtum Karl Augusts, soweit er dies als Ratgeber des Herzogs konnte, die Zustände zu bessern und die Not zu lindern.

Den Abschluss der Wallfahrt bildete eine Predigt, die der Erbauung der Gläubigen diente. Goethe gibt den Inhalt dieser Predigt in seiner Erzählung wieder. Man merkt, dass er in allem hinter den Worten des Geistlichen steht.

Die Kanzel, nur von innen betretbar, an der Außenmauer der Kapelle angebracht, betrat ein noch junger Mann. Er wurde von einem Schirm gegen die heiße Sonne geschützt. Der Prediger ging in seiner Ansprache näher auf das Leben des verehrten Heiligen ein. Er ging der Frage nach, auf welche Weise dieser Mensch, von sündigen Eltern gezeugt, zu der Gnade gelangt sei, jetzt vor Gott zu stehen und für andere bitten zu dürfen. Die erste Ursache dafür, so glaubte er, sei der Gehorsam und die Ergebung in Gottes Willen gewesen. Schon in der Familie sei der Gehorsam der Kinder eine sehr lobenswerte Eigenschaft. Die Liebe zum Nächsten sei bei dem Heiligen dem Gehorsam gefolgt. In allem habe der Heilige vollkommen selbstlos gehandelt und dafür keinen Lohn hier auf Erden erwartet. Sein Vermögen habe er an die Armen verteilt und habe Kranke gepflegt. Am Ende, auf die pestartig wütende Krankheit der letzten Zeit Bezug nehmend, richtete der Prediger an die Anwesenden die Frage: Haben wir in den schweren Tagen der Vergangenheit nicht nur gebetet und in der Not um Rettung gefleht, sondern uns auch tätig erwiesen und den Familienangehörigen, Verwandten und Bekannten, ja auch Freunden und sogar Feinden in ihrer Not beigestanden, wie es der Heilige stets getan hat? Er war sich dessen gewiss, dass die meisten in dieser Weise gehandelt hatten, diese Frage mit einem ruhigem Gewissen bejahen

konnten und so, da sie die Hilfe ohne Rücksicht auf den eigenen Vorteil geleistet, dem Heiligen ähnlicher geworden waren. So fiel noch einmal in Gedanken an die vergangene schwere Zeit bei aller Freude am Schluss ein Wermutstropfen in das so heitere und fröhliche Fest. Dies war nur allzu verständlich, denn die Heiterkeit dieses Volksfestes beruhte zum großen Teil auf der Freude, dass Leid und Not des so lange währenden Krieges nun endlich vergangen waren, eines Krieges, an den man sich wie an einen düsteren Schatten noch immer deutlich erinnerte. Nun aber freute man sich über den schließlich wiedererlangten Frieden. Und doch, noch einmal sollte im nächsten Jahr für eine kurze Zeit ganz unverhofft ein neuer Krieg Europa beunruhigen, bevor dann endlich eine lange Zeit des Friedens kam, der den Bürgern die erhoffte politische Freiheit noch immer nicht brachte. Der Prediger schloss mit der Bitte, nicht nur in der Not, sondern zu jeder Zeit den Nächsten Gutes zu tun, damit man dann in bösen Tagen auch weiterhin der Hilfe des Heiligen sicher sein dürfe.

Diese Predigt, wenn sie so stattgefunden hat, war, wie gesagt, ganz im Sinne Goethes. Goethe hielt nichts von fruchtlosem Klagen, er war stets bemüht, tätig zu helfen, wo er konnte. Er empfand es als nützlich und heilsam, wenn das Leben über Tod und Verderben siegte, wenn bei aller Grabesstimmung neue Hoffnung keimte. Aber auch in einer anderen Hinsicht kam diese Predigt den Auffassungen Goethes entgegen. Goethe war überzeugt, dass gegenüber dem Unabänderlichen ein stiller Gehorsam und eine Ergebenheit in Geduld unbedingt vonnöten sei. Er lenkte während der Predigt öfter den Blick auf die Landschaft, die die andächtig zuhörende Menge umgab. Der bezaubernde Blick mit den Weinbergen im Hintergrund gehörte als tragendes Element zu dieser Szene. Der Rhein und die ihn umgebende Landschaft hatten hier die Menschen geprägt und waren ein Teil von ihnen und ihren Festen geworden; nur in dieser Umgebung, an diesem Ort und auch zu dieser Zeit, konnte sich trotz der vergangener Betrübniß eine solch heitere Stimmung entwickeln. Sie ermangelte nicht einer tief religiösen Frömmigkeit. Goethe freute sich an dem prächtigen malerischen Bild, das sich in der freien Natur hier vor ihm ausbreitete: ein strahlender Himmel, eine große andächtige Menge innerhalb einer der schönsten Orte, die die Landschaft am Rhein dem Betrachter bietet, den Bischof inmitten des Volkes, nur durch einen Baldachin dem Beobachter kenntlich gemacht. Darin dass er dieses Bild augenblicklich genau erfasste und später treffend beschrieb, zeigt sich der Augenmensch, der Zeichner und Maler Goethe. Er hielt die Konturen und die Farben der Bilder in seinem Gedächtnis fest. Daneben aber machte sich aber auch der Architekt und der Planer bemerkbar: die Szene betrachtend, stellt sich Goethe vor, dass der Platz, der sich etwas nach unten neigt, nach hinten hin leicht erhöht werden könnte, damit so alle den Prediger deutlich zu sehen und zu hören vermöchten. Er hatte früher solche Lokalitäten schon an antiken Theatern bewundert. Im Geiste vergegenwärtigte er sich dabei, wie dem Bischof ein angemessener übersichtlicher

Platz zugewiesen und so die Feier in Zukunft noch schöner und würdiger gestaltet werden könnte.

Das abschließende Tedeum, in dem die gläubige Bevölkerung sich noch einmal als eine in sich geschlossene Gemeinschaft empfand, erlebte Goethe nicht als Teilnehmer: er blieb außerhalb der Kapelle. Er konnte sich dazu nicht entschließen, dieser Feier beizuwohnen, da er sich zu weit dem Christentum entfremdet hatte. Hier war nur mehr der wohlwollende Beobachter wie bei der Verehrung der Reliquie zu Anfang der Erzählung.

Nach der Abschlussfeier trat man allgemein den Rückweg an. Die zuletzt Angekommenen gingen zuerst, weil sie den weitesten Weg nach Hause hatten. Goethe wünschte dem Wirrwarr der sich auflösenden Menge zu entgehen und stieg mit der ruhigen und ernstesten Binger Prozession hinab. Er war an diesem Tag so wohlwollend und tolerant, dass er sogar bemerkte, dass den Weg von Bingen zur Kapelle hinauf der Kreuzweg fehlte, der die Leiden des Herrn zeigt und die den Berg hinauf Steigenden zum geistigen Nachvollzug dieser Leiden auffordert - die Figuren dazu waren wahrscheinlich in den Wirren des Krieges zerstört worden. Goethe wünscht deshalb, von der frohen Stimmung der katholischen Bevölkerung beeinflusst, dass „frommer Geist und redlicher Kunstsinn“ bei der Erneuerung des Kreuzweges mitwirken möchten, damit „jeder, er sei wer er wolle, diesen Weg mit teilnehmender Erbauung“ zurücklege. Er fuhr anschließend mit dem Kahn durch das Binger Loch hindurch und wieder zurück und ließ sich dann stromaufwärts nach Rüdesheim rudern. Nach einem trefflichen Mahl bei seinem Begleiter, dem Hofrat Götz, fuhren er, Zelter und Cramer nach Eltville, wo sie im „Gasthaus zur Rose“, von dem aus man einen unmittelbaren Blick auf den Rhein genießt, übernachteten.¹³ Dies erwähnt Goethe in seiner Erzählung vom „St. Rochus-Fest“ nicht mehr.

Der Tag blieb auch weiterhin bis zum Abend schön, und die Sonne leuchtete am Himmel. Goethe genoss auch dies. Erst gegen Abend zogen Wolken auf, und der so lange herbeigesehnte Regen kam endlich. Er hielt lange genug an und erfrischte das Laub der Bäume und die Pflanzen. Und so hatte, wie der Erzähler zum Abschluss, anknüpfend an den Streit der Gäste am Morgen, noch einmal humorvoll schmunzelnd, aber auch gütig bemerkt, „der hl. Rochus, wahrscheinlich auf andere Nothelfer wirkend, seinen Segen auch außerhalb seiner eigentlichen Obliegenheit reichlich erwiesen“.

Goethes Schilderung des Rochusfestes zeichnet sich durch eine vom Dichter gewollte Objektivität der Darstellung aus. Der Erzähler als gestaltender Berichterstatter tritt hier ganz zurück; er wird zu einer Person aus dem Volk und ist kaum noch Goethe. Nur recht selten spricht er von sich als „ich“; öfter, aber auch noch

¹³ Robert Steiger und Angelika Reimann: Goethes Leben von Tag zu Tag. Eine dokumentarische Chronik. Zürich 1982 ff. Bd. 41814-1820, S. 108. Siehe dazu auch den Brief an Christiane von Goethe vom 19. August 1814 und Goethes Tagebuch Eintragung von 16. August 1814.

selten genug, spricht er in der ersten Person Plural „wir“ und meint damit sich und seine Gefährten. Meist redet er als Betrachtender in der dritten Person als *man* und verallgemeinert so das eigene Ich oder lässt die Tatsachen für sich sprechen. Bei den sakralen Handlungen bleibt er ein wohlwollender Beobachter, wird bei den nichtreligiösen Handlungen aber aktiver Teilnehmer. Nur verschiedentlich vermittelt er persönliche Eindrücke, die dann stark objektiviert und verallgemeinert sind. In einem solchen Fall stehen objektive Darstellung und von der Person des Erzählers subjektiv gefärbte Betrachtung oft unmittelbar nebeneinander, ohne dass beides, wie in jüngeren Jahren, ineinander übergeht. Auch befinden sich hier häufiger Schilderungen, Berichte, Erzählungen dicht beieinander. Alles in dieser kunstvollen Beschreibung ist auf kürzestem Raum zusammengedrängt.¹⁴ Manchmal verbindet sich ein naiver Volkslegendenton mit geläuterter Altersweisheit. Alles wird als Realität hingestellt und doch symbolisch betrachtet, bleibt Wirklichkeit und erscheint dennoch wie in eine höhere Sphäre gehoben. Darin liegt der Reiz dieser Altersprosa Goethes. Gelegentlich mangelt es dem nun schon alten Goethe an der Kraft zu einer gedanklichen Synthese, dann gelangt das Geschehen facettenartig zur Anschauung: die Welt wird so aus recht unterschiedlicher Perspektive gesehen. So wird der Eindruck eines Reichtums und der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen erweckt, und auf diese Weise kommt die reiche Fülle des Lebens dichterisch gestaltet zum Ausdruck. Es verbinden sich Distanz und Anschaulichkeit, die Sinnenfreude mit einer alles durchdringenden Geistigkeit. Das Werk ist bis ins letzte durchkomponiert: alles hat hier seinen Platz. Dies gilt selbst für die Landschaftsbeschreibungen am Anfang; sie sind das tragende Element, auf dem später die Beschreibung des Festes sich aufbaut. Geschickt und humorvoll, gepaart mit einem stillen Lächeln greift Goethe am Ende der Erzählung die Bemerkung vom Abend vorher, dass jeder Heilige seine bestimmte und streng abgegrenzte Zuständigkeit habe, wieder auf. Der hl. Rochus hat, so bemerkt er, auch außerhalb seiner eigentlichen Kompetenz mit der Beihilfe anderer Heiliger die Bitten der an ihn Glaubenden erhört und den lang ersehnten Regen herbeigeführt. An geschichtliche Ereignisse aus der unmittelbaren Vergangenheit wird ständig erinnert. Die Vergangenheit mit ihren Leiden und Nöten zieht sich kaum merklich, aber doch wie ein roter Faden als Hintergrund durch die Erzählung hindurch. Das vergangene Leid aber kann die Heiterkeit nicht trüben; denn das Leben hat schließlich über das Leid und den Schrecken des Todes gesiegt.

Was die Politik anbetrifft, so hält sich der Dichter auffallend zurück. Goethe musste als Verehrer Napoleons umdenken und stimmte erst sehr spät in den allgemeinen Jubel über die Befreiung mit ein. Deshalb ziemte es sich für ihn nun,

¹⁴ Am 28. August 1816 schreibt Goethe aus Tennstedt an Zelter:

Es ist zwar keine eigentlich stumpfe Stelle drinnen, aber manches könnte ausführlicher syn; ob ich gleich zufrieden bin daß meine produktive Sinnlichkeit noch so weit reichen kann.

eine gewisse Zurückhaltung zu wahren, um vor den andern nicht als charakterlos zu gelten. Dennoch lässt sich bei ihm die Freude über das Ende des Krieges und die Befreiung nicht verhehlen.

Wo der Erzähler nur der Betrachtende bleibt, schwingen stets warme Anteilnahme und verständnisvolles Wohlwollen mit. Dies trübt die Objektivität des Beobachteten nicht. Die christlichen Gebräuche, ja selbst der Wunderglaube, den Goethe sonst als Aberglauben ablehnt, werden als lebenserhaltende Tradition angesehen und von daher gesehen bejaht. Goethe erblickt in diesen wirklich gelebten christlichen Gebräuchen viel Humanes. Hier zeigt sich nicht bigotte Frömmerei, wie sie Goethe bei den Nazarenern erkennen zu müssen glaubt, hier wird tätiges und lebendiges Christentum sichtbar. Durch die enge Freundschaft mit Sulpiz Boisserée hat sich der „alte Heidenkönig“, wie ihn Boisserée in einem Brief an Amalie von Helwig nennt,¹⁵ während der Jahre 1814 und 1815 wieder innerlich stärker dem Christentum genähert. Selbst der Romantik ist er jetzt weniger als früher abhold. Er kommt erneut den Anschauungen seiner Jugend näher. Von dem unnahbaren Olympier, als der er in den Jahren seit seiner Rückkehr aus Italien seinen Besuchern häufig erscheint, ist bei der Schilderung des Rochus-Festes nichts zu spüren. Nirgends spricht er hier, wie sonst oft, seine Lehren direkt aus: kein Zeigefinger ist zu sehen; auch der Leser wird hier nirgends direkt angesprochen. Das, was der Dichter als Lehre verkünden will, wird wohlwollend als Beispiel dargestellt und muss vom Leser selbst erschlossen werden. Das gesunde lebensbejahende Verhalten der Bevölkerung ist mit Fehlern behaftet, von denen sich der Dichter humorvoll distanziert. Der Beobachter gibt sich scheinbar ganz dem Eindruck hin, den das Fest auf ihn macht. Den Worten des Weihbischofs über den rechten Gebrauch des Weins stimmt er innerlich in jeder Hinsicht zu. Dem romantisch patriotischen Schwärmertum der Neudeutschen setzt er jedoch das Bild eines tätigen Christentums entgegen, ein Bild, das echt patriotischer Züge nicht entbehrt.

Die ganze Erzählung wird von einem tiefgründigen Humor geprägt. Mit keinem seiner anderen Werke hat Goethe etwas Vergleichbares geschaffen. Er schildert den Disput der Gäste, der am Morgen am Frühstückstisch um die hilfsbereite Wundertätigkeit des hl. Rochus und der anderen Heiligen entsteht, schmunzelnd mit wohlwollendem Behagen. Hierin kommt sowohl die Distanz zur Sache als auch die Sympathie gegenüber den Personen und ihren naiven Überzeugungen zum Ausdruck. Welch urtümlicher, aus tiefster Seele quellender Humor aber spiegelt sich erst in der Predigt des Weihbischofs über den Gebrauch und den Missbrauch des Weines wider, wohlwissend um die dionysische Lebensfreude, die in der Pointe am Schluss verborgen liegt. Hier wird das Leben als gut und schön bejaht und jeder christlichen Askese abgeschworen. Wie viel

¹⁵ Goethe in vertraulichen Briefen an seine Zeitgenossen. Zusammengestellt von Wilhelm Bode. München 1982. Bd. 2, S. 615. Brief von S. Boissrée an Amalie von Hevig vom 23. Oktober 1814. Auch in Herwig Bd. 2, S. 957.

eigenes Bekenntnis über den Genus des Weins liegt auch in den Worten des Weihbischofs versteckt. Mit ehrfurchtsvollem Respekt erzählt Goethe wenig später die Legende des hl. Rochus, obwohl er den Wahrheitsgehalt der Geschichte sicherlich in vielem anzweifelt. Kein Wort der Kritik kommt dabei auf.

Die Schilderungen des Festes und seiner Teilnehmer sind, wie meist bei Goethe, weitgehend mit den Augen eines Malers gesehen. Dies gilt besonders für die Bilder während der Predigt am Ende des Festes. Goethe war ein Augenschmied, der die Welt hauptsächlich mit den Augen als dem für ihn wichtigsten Sinn erfasst. Mit wenigen, aber markanten Strichen wird dem Leser bei den Landschaftsschilderungen ein einprägsames Bild vermittelt. Goethe hat selbst häufig gemalt und gezeichnet, ohne dass er es hier zu einer wirklichen Meisterschaft gebracht und der Nachwelt echte Kunstwerke hinterlassen hätte. Für die Beurteilung seines dichterischen Schaffens sind diese Bilder von nicht zu schätzendem Wert. Auch als Erzähler beobachtet er präzise. Vom äußerlich Beobachteten sucht Goethe auf das dem Auge verborgene Innere zu schließen. Er erweckt den Eindruck, nur das wirklich Gesehene zu berichten. Diesen Eindruck untermauernd, bekennt er z.B., wenn er die Gesichtszüge der auf der Höhe ankommenden Wallfahrer betrachtet, keine typischen Unterschiede zwischen den einzelnen Wallfahrergruppen feststellen zu können. Die Gesichter der Alten und Greisen scheinen ihm von der schweren Arbeit geprägt zu sein, die Gesichter der Rheinschiffer erscheinen ihm ebenfalls als abgearbeitet.

Schon einmal hatte Goethe im „Römischen Karneval“ 1789, kurz nach seiner ersten Italienreise, ein typisches Volksfest geschildert und von einem Heiligen, Filippo Neri, berichtet. Auch dieser Heilige betrachtete sich und andere mit überlegenem Humor. Selbst im Leid und in der Not hatte der Humor bei Filippo Neri die Oberhand behalten und die Lebensfreude das Leid überdeckt. Beim „St. Rochus-Fest zu Bingen“ aber ist der Humor des Heiligen nicht nur der Gegenstand der Erzählung, wobei der Erzähler fast unbeeinflusst vom Erzählten berichtet, hier überträgt sich auch der Humor vom Erzähler auf das von ihm Erzählte. Im „Römischen Karneval“ hatte Goethe verschiedentlich noch direkt von seinen eigenen Empfindungen berichtet und eigene Gedanken eingestreut. Dort ist das Geschehen reich an echten ereignisreichen Handlungsmomenten. Goethe hatte damals die turbulenten und für ihn oft chaotischen Ereignisse bei dem Erlebnis des Karnevals nicht in allem sofort begriffen und versuchte, indem er sie näher betrachtete und schilderte, sie sich selbst nachträglich, verständlich zu machen. Das erwies sich beim Fest des hl. Rochus nicht als nötig: tief im Inneren ergriffen erlebte Goethe dieses Fest; er freute sich in seinem Innersten über das, was hier geschah, und feierte heiter und zufrieden mit der Bevölkerung mit. Hatte er im „Römischen Karneval“ in der Vorahnung auf die Französische Revolution die Parolen von Freiheit und Gleichheit als reine Illusion zurückgewiesen, so wird im Gegensatz zu den revolutionären Bestrebungen von damals hier das Wiedereinsetzen des Altvertrauten und Bewährten gepriesen. Nach den Jahrzehnten des

Krieges, der während der Französischen Revolution, der Herrschaft Napoleons und der Befreiungskriege andauerte, genießt das Volk und mit ihm auch Goethe nun die Befreiung von der Herrschaft der Franzosen als wiedergewonnene Freiheit, die alle zu neuem Beginnen und frischem Tun anregt. Goethe bemüht sich nach den Zerstörungen des Krieges erneut um die Erhaltung der deutschen Altertümer. Er veröffentlicht mehrere Aufsätze, die solche Bestrebungen der Jüngeren unterstützen. Der West-östliche Divan führt ihn über die Antike hinaus in die Welt des Islam; der Weg geht schließlich zur Weltliteratur. Stärker als vorher lenkt Goethe den Blick nun auf die dichterischen Leistungen anderer Völker. Sein Blick wird noch stärker weltoffen, als er es bisher schon war.

Im „Römischen Karneval“ und im „Rochus-Fest“ schildert Goethe zwei Volksfeste, die einen festen Platz im Kreis des Jahres einnehmen. Die Bevölkerung erlebt sich als Gemeinschaft und wird sich ihres Eigenwertes bewusst. Mit den feststehenden Ritualen wird das Fortbestehen der beiden Feste gesichert und Altbewährtes an die Nachkommen überliefert: so wird von den Nachfahren das von den Vätern Ererbte in Besitz genommen. Am Rhein erlebte Goethe ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen, wie er es von Thüringen her nicht kannte. In Hofrat Götz hatte er einen kundigen Begleiter, der ihn mit den Gebräuchen des Ortes vertraut machte, so weit ihm diese als Frankfurter nicht schon von Jugend auf bekannt waren.

Goethe hat die Darstellung des „Rochus-Festes“ sorgfältig konzipiert und ausgearbeitet. Schon am 17. 8. 1814, unmittelbar am Tag nach dem Fest, notiert er im Tagebuch, dass er am Schema der Schilderung des Festes arbeitet. Am 29. 8. 1814 schreibt er Riemer, er habe „das Fest des Heil. Rochus“ schematisiert. Doch erst im Sommer 1816 nimmt er in Tennstedt, einem kleinen, ruhigen Badeort, die Arbeit an diesem Werk wieder auf. Persönliche Erlebnisse freudiger und schmerzlicher Art haben ihn bis dahin an der Weiterarbeit gehindert. Nachdem er die sehr kunstvoll gestaltete Dichtung bereits im August fertiggestellt hat, ergänzt und überarbeitet er sie bis Mitte November noch einmal, um ihr mehr Glanz und Bestimmtheit zu verleihen, wie er in einem Brief an Zelter vom 7. November 1816 betont. Das fertige Werk erscheint 1817 im zweiten Heft von „Kunst und Altertum“ mitten zwischen polemischen Aufsätzen gegen die nazarenische Malerei und bigottes Frömmertum in der Kunst. Besonders Heinrich Meyer, der Freund und Kunstberater Goethes, holt in einem Beitrag dieses Heftes mit der Zustimmung Goethes zum Schlag gegen die nach seiner und Goethes Meinung bigotten Nazarener aus. So steht das „Rochus-Fest“ scheinbar als etwas Fremdes inmitten von anderen Aufsätzen, die wenig Schmeichelhaftes über die Romantik und das Christentum zum Inhalt haben. Dennoch stellt dieses Werk keinen Widerspruch zu vorher und später geäußerten Auffassungen Goethes über das Christentum dar. Sieht man genauer hin, besteht selbst zwischen diesem Werk und den übrigen Aufsätzen des zweiten Heftes über „Kunst und Altertum“ ein innerer Zusammenhang: Der Polemik gegen christliches Frömmertum und lebens-

fremder Rückwendung in die Zeit des Mittelalters wird das Bild eines tätigen und lebensfrohem Christentums in der Gegenwart gegenübergestellt, das Bild eines Menschenschlags, der mutig die Schläge des Schicksals als etwas von Gott Gegebenes hinnimmt und Leid und Not mit der Hilfe eines auf Gott und den Beistand der Heiligen vertrauenden Glaubens zu überwinden weiß. Dem Heft vorangestellt ist ein Stich nach einem Gemälde, das der Dichter selbst entworfen, dessen Karton Heinrich Meyer verfertigt und den die Malerin Luise Seidler ausgeführt hat. Dieser Stich gehört zu einem Artikel in demselben Heft, der dieses Bild genau beschreibt und wie der Entwurf von Gemälde und Stich von Goethe stammt. Das Gemälde mit dem hl. Rochus hat Goethe der Kapelle auf dem Rochusberg von rheinischen Freunden stiften lassen. Noch heute hängt es dort in einem Nebenraum der neuerrichteten und 1895 neu geweihten Kapelle, denn die alte ist 1889 durch einen Brand zerstört worden.¹⁶ Wenn es auch kein bedeutendes Kunstwerk darstellt, so ist doch die Wahl des Motivs für Goethes Urteil über den Heiligen und seine Auffassung hinsichtlich des Christentums aufschlussreich. Wir sehen den Heiligen dort nicht durch Hunger und Pest entstellt - was der lebensbejahenden Auffassung Goethes entgegengestanden hätte - sondern wie er bei voller Gesundheit sein Haus verlässt und seine Güter verschenkt. Wie in Goethes Bericht über das Rochus-Fest wird in diesem Bildnis versucht, christliche und humane Forderungen miteinander zu verbinden. Weil der Artikel in „Kunst und Altertum“, in dem Goethe das Bild beschreibt, Goethes Absichten in Hinsicht auf das Gemälde und auch seine Ansichten im Hinblick auf das Christentum sehr deutlich kennzeichnet, sei er hier im Wortlaut wiedergegeben.

Das Bild des heiligen Rochus, wovon der Umriss gegenwärtigem Hefte vorsteht, ist von wohldenkenden Anwohnern des Rheins und Mains gestiftet, in die Kapelle über Bingen, zum Andenken der Feier jener friedlichen Wiederherstellung vom 16. August 1814.

Der Heilige ist darauf als Jüngling vorgestellt, der seinem verödeten Palast den Rücken wendet. Die Pilgerkleidung zeigt uns den Stand an, welchen er ergriffen. Zu seiner Rechten sehen wir ein Kind, das sich an Silbergeschirr und Perlen, als einer Ausbeute frommer Güterspende, freut, zur Linken ein zu spät gekommenes, unschuldig flehendes Geschöpf, dem er die letzten Goldstücke aus dem Beutel hinschüttet, ja den Beutel selbst nachzuwerfen scheint. Unten zur Rechten drängt sich ein Hündchen heraus, die Wanderung mit anzutreten bereit, es ist freilich nicht dasselbige, welches ihm in der Folgezeit so wunderbar hilfreich geworden; aber darauf deutet es, daß er, als freundlicher und frommer Mann, auch solchen Geschöpfen wohlthätig gewesen, und dadurch verdient, von ihresgleichen künftighin unverhofft gerettet zu werden. Hinten, über die mit Orangenbäumchen gezierte Mauer, sieht man in eine Wildnis, anzudeuten, daß der fromme Mann sich von der Welt gänzlich

¹⁶ Hans Hilsdorf: Der Brand der Rochuskapelle im Jahre 1889. 1945 nach der Erinnerung aufgeschrieben. In: Binger Geschichtsblätter. 4. Folge (1979), S. 45-47.

ablösen und in die Wüste ziehen werde. Eine durch die Lüfte sich im Bogen schwingende Kette von Zugvögeln deutet auf die Weite seiner Wanderschaft, indessen der Brunnen im Hofe immerfort läuft und auf die unabgeteilte Zeit hinweist, welche fließt und fließen wird, der Mensch mag wandern oder zurückkehren, geboren werden oder sterben. Haben wir diesen Nebendingen zu viel Bedeutung beigelegt, so mag uns die Neigung des Jahrhunderts entschuldigen, welche überall Zusammenhang, Allegorie und Geheimnis mit Recht oder Unrecht aufzusuchen Lust hat.¹⁷

So hat Goethe nicht nur mit seiner Dichtung, sondern auch mit einem aktiven Beitrag an die Kapelle des hl. Rochus bei Bingen für die schönen und erlebnisreichen Stunden, die er inmitten der Wallfahrer am Tag der Wiedereinweihung der restaurierten Wallfahrtskapelle erlebt hat, gedankt. Er wie auch sein Freund des Alters Zelter haben selbst in späteren Jahren noch gerne an jenen Tag zurückgedacht und die Feier als ein heiteres Fest in ihrer Erinnerung bewahrt.¹⁸

¹⁷ Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke. Hrsg. von Ernst Beutler (Artemis Gedenkausgabe) Bd. 13 (Schriften zur Kunst). Zürich 1979, S. 727-729.

¹⁸ Johann Peter Eckermann; Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. S. 62. Gespräch vom 4. Dezember 1823. Dort heißt es: Die Tischgespräche waren besonders mannigfaltig. ... Das Rochusfest zu Bingen war ferner ein sehr heiterer Gegenstand, wobei Zelter sich besonders zwei schöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit sich ihm tief eingepägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken schien.

Literatur

Auener, Reinhardt: Das Binger Rochusfest 1814 in dichterischer und Amtlicher Sicht
In: Binger Geschichtsblätter. 4. Folge (1779), S. 14-44.

Benz Richardt: Goethe und die romantische Kunst. München 1940.

Bach Adolf: Der Mainzer Weihbischof Valentin Heimes und die „Weinpredigt“ in
Goethes „St. Rochusfest zu Bingen“ In: Rheinische Vierteljahresblätter 27 (1962), 97-
116. Wiederabgedruckt in: Germanisch-historische Studien. Gesammelte Abhandlungen.
Hrsg. von Heinrich Matthias Heinrichs und Rudolf Schützeichel. Bonn 1964, S.
475- 492. Auch in: A. Bach Aus Goethes rheinischem Lebensraum 1968, S. 329-349

Berens Jürgen: „Die aufgegangene Sonne ... “. Eine unbekannte Skizze und Notiz zu
Goethes „Sankt Rochusfest“. In: Philobiblon 30 (1986), S. 207-210.

Eckermann, Jürgen Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens.
Hrsg. von H. H. Houben. 25. Aufl. Wiesbaden 1959.

Ganz, Peter: Sankt-Rochusfest zu Bingen. In: Oxford German Studies 10 (1979),
S. 110-120.

Goethe, Johann Wolfgang: Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von
Sachsen. Abt. I-IV. Weimar 1887-1919. Repr. (Tb.-Ausgabe) München 1987. Abt. I:
Werke, Abt. II: Naturwissenschaftliche Schriften, Abt. III: Goethes Tagebücher, Abt.
IV: Goethes Briefe.

Goethe, Johann Wolfgang: St Rochusfest zu Bingen. Mit einem Vorwort von Ernst
Beutler und Aquarellen von Rudolf Fuchs. Limburg/Lahn 1940.

Herwig, Wolfgang: Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus
seinem Umgang. Auf Grund der Ausgabe des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von
Biedermann ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig. Zürich und Stuttgart 1965-87.

Hilsdorf, Hans: Der Brand der Rochuskapelle im Jahre 1889. 1945 nach der Erinne-
rung aufgeschrieben. In: Binger Geschichtsblätter. 4. Folge (1979), S. 45-47.

Kunz Josef: Goethes Schrift über das Rochusfest in Bingen. In Pädagogische Rund-
schau 16 (1962), S. 324-335.

Mommsen, Katharina: Der unbequeme Goethe. In: Publications of the English
Goethe Society 38 (1968), S. 12-42.

Staiger Emil: Goethe Bd. III 1814-1832. Zürich und Freiburg i. Br. 1959, S. 66-83.

Steer Jr. A. G.: Sankt Rochusfest zu Bingen. Goethes politische Anschauungen nach den Befreiungskriegen. In: Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts 1965, S. 186-236.

Steiger Robert und Reimann, Angelika: Goethes Leben von Tag zu Tag. Eine dokumentarische Chronik. Bd. IV 1814-1820. Zürich und München 1993, S. 104-108.